Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 69. Bromberg, den 31. August 1923.

Vitus Thavons Abenteuer.

Roman von Ernst Klein.

(3. Fortsetzung.)

Ein Ausflug in das Gebiet der hohen Politik.

Es kommt bekanntlich immer anders — — —

Da ritten sie die acht Stunden hinauf nach dem Bergnest Ajos Dimitrios — ungestört, unbehelligt, wie wenn es nie griechische Banditen gegeben hätte. Ein Spazierritt im Bois de Boulogne konnte nicht friedlicher sein. Aber auch wohl kaum schöner.

Vitus, der ein halbes Jahr lang hatte Großstadtluft atmen müssen, pumpte sich Herz und Lunge voll, als die Straße in den Wald einbog und dessen kühle würzige Schatten sie umfingen. Da ragten mehrhundertjährige Eichen auf, prachtvolle knorrige Gesellen, deren Stamm ein halbes Dutzend Männer nicht umspannen konnten. Ahorne machten sich breit mit weit ausladenden Kronen. Buchen reckten sich hochmütig über Eiche und Ahorn hinaus. Dann wieder schlank aufstrebende Tannen in dunklen Gruppen, ernst und feierlich sich abhebend von dem fröhlicheren Laubholz — —

Unter fast undurchdringlichem Dach ritten Vitus und seine Leute dahin. Kaum daß die Sonne, die doch schon hoch am Himmel stand, ein paar Strahlen durchstechen konnte. Die tanzten in hellen Flecken auf dem Blättergewirr und dem dunklen Moosboden — —

Und diese Stille! Nirgends ist Stille feierlicher, erhabener als im Bergwald. Und gar im Bergwald des Olymp, den keine Eisenbahnschiene verunstaltet, kein Automobil entweiht. Irgendwo rauschte ein Bach, der sich langsam zu Tal wand. Im Laub raschelte es — leise, geheimnisvoll — — und durch den stolzen steigenden Wald ging schwer und heilig der Atem der Natur — — —

Die Straße erreicht die Schlucht des Mavroneri, der von hoch oben herunterkommt und bei Katherini sich ins Meer ergießt. Ganz tief in der Sohle des Tales, dessen Waldwände schroff himmelan steigen, hat er sich sein Bett gegraben. Man sieht ihn nicht, reitet man oben auf der Straße, nur sein Brausen hört man. Da und dort liegt weißer Wasserstaub über den Bäumen der Schlucht — das sind jene Stellen, an denen der wilde Bergsohn sich kopfüber über ein paar sich ihm entgegenstemmende Felsen stürzt. Fällt das Licht der Sonne darauf, so funkeln hunderttausend Perlen — versunkene Märchenschätze der Tiefe.

Aber die Sechse hatten nicht viel Sinn für die poetische Schönheit der steil ansteigenden Bergstraße, auf der ihre Pferde — nach der Gewohnheit der Saumtiere — hart am Rande ihren langsamen, aber stetigen Schritt gingen. Auch Vitus hielt Augen und Ohren scharf auf der Wacht. Grad weil er sich so recht aus der staub- und lärmerfüllten Großstädterbrust heraus an dem Ritt freute. Romantik hin, Romantik her — so mir nichts dir nichts vom Pferd heruntergeschossen zu werden, ist auch an solch herrlichem Sommermorgen kein Vergnügen.

Vorn ritten Ismael und einer seiner Leute. Ein paar Schritte dahinter kamen Vitus und Salomon, zum Schluß die beiden anderen Gendarmen. Alle hatten die Karabiner schußbereit am Sattelknopf; unaufhörlich spähten sie die Straße hinauf und hinunter. Besonders die andere Seite der Schlucht hielten sie im Auge. Einmal glaubte Ismael Bewegung hinter den Bäumen drüben zu sehen — ein großer Felsblock türmte sich just hier an der Straße auf, die Petra, ein altes Wahrzeichen des Weges. Dahinter warfen sie sich auf die Lauer. Lagen dort beinahe eine volle Stunde. Der eine Gendarm hielt die Pferde, die anderen klebten regungslos oben auf dem Felsen, den Finger am Drücker und die Blicke auf der undurchdringlichen Blätterwand drüben.

Bis Vitus erklärte: „Die können mir den Buckel hinaufsteigen, die dort drüben. Ich will hier nicht übernachten."

Da stiegen sie, hinter dem Felsen geschützt, in den Sattel und preschten alle sechse auf einmal auf die Straße hinaus. In scharfem Galopp ging es bis zur nächsten Biegung — aber still blieb's. Keine Kugel pfiff hinter ihnen her.

So kamen sie gegen Mittag nach Ajos Dimitrios.

Prall, mit sengender Glut lag die Sonne auf den armseligen Hütten, und kein lebendes Wesen zeigte sich auf dem Dorfplatze. Auf dem plätscherte unter einer uralten Platane melancholisch ein kleiner Brunnen.

Sie stiegen ab, und die Gendarmen hauten mit den Kolben gegen die Türe des einzigen einstöckigen Hauses, das sich dem Brunnen gegenüber erhob. Hier wohnte der Herr Bürgermeister, der auf die freundliche Anmeldung hin erschien und mit tiefen Bücklingen die Gäste in Empfang nahm. So sehr er sich mühte, seinen zahnlosen Mund zu einem liebenswürdigen Grinsen zu verziehen, konnte man ihm doch an der langen Hakennase ablesen, wie erbaut er von dem hohen Besuch war.

Türkische Gendarmen haben nicht die Gepflogenheit, sich viel um die Gefühle zu kümmern, die ihr Erscheinen bei ihren Mitmenschen hervorruft. Ismael fleschte den Griechen an und lud Vitus ein, in das Haus zu treten, als sei es das seinige.

Im Stock waren ein paar Decken und zerrissene Kissen zum Empfange bereitet. Große Schätze nannte der erste Bürger von Ajos Dimitrios nicht sein eigen. Das Bißchen, was er besaß, hatte er hergerichtet für den Gast aus dem Westen, den ihm Ismael gestern, als er herunterritt, angekündigt hatte. Nun stand er da, seine Kappe in der Hand, kein gerade sehr ansprechendes Bild, zähneklappernder Angst und ingrimmigen Hasses.

Ein armer Teufel wie alle diese Bauern in den Grenzgebieten, durch die jahraus, jahrein die Furie der Bandenkämpfe tobte. Auf der einen Seite tobten die nationalen „Helden", die Komitadschis, auf der anderen die türkischen Zaptiehs — Gott schütze einen vor solchen Mahlsteinen! Die serbischen und bulgarischen Banden raubten den griechischen Bauern aus, schindeten ihn, schändeten sein Weib und seine Töchter. Nach dem später von verschiedenen erhabenen und erlauchten Persönlichkeiten aufgestellten Prinzip der Gleichberechtigung aller Völker, das damals schon lange in des Balkans gesegneten Gefilden im Schwange war, schindeten und schändeten die griechischen Banden wieder die serbischen und bulgarischen Bauern, die Bulgaren ihrerseits die Griechen und Serben — — und die Zaptiehs schossen sie alle miteinander über den Haufen, — vorausgesetzt, daß sie sie kriegten. Trieb sich in der Nähe eines Dorfes eine Bande herum — so zahlte der Bauer die Kosten. Doppelt natürlich. Aus wohlberechtigter Angst um seine armselige Haut getraute er sich nie, seine nationalen Peiniger anzugeben. Dann stellten ihn die Zaptiehs einfach an die nächste Mauer. Oder wenn sie gerade in Eile waren, schlugen sie ihn auch schnell mal mit dem Kolben tot. Und Gott gnade dem Dorfe,

in dessen Umkreis ein türkischer Gendarm ermordet wurde! Da blieb dann von dem armseligen Dorf nichts übrig, kein Haus, kein Weib, kein Kind — — nichts. Nur das Vieh ließ der Türke am Leben. So barbarisch er mit seinen Feinden umging, das Tier schonte er. Achtete er. Er wußte warum. Denn weiß Gott, die Tiere auf dem Balkan waren von jeher besser als die Menschen auf dem Balkan.

Fern sei es von uns, da jetzt eine Abhandlung über die Ethik des Balkans loszulassen! Aber da wir es nun einmal unternommen haben, die Geschichte des Vitus Thavon zu schreiben, die da unten spielt, müssen wir doch auch ihren Rahmen zeichnen, wie er tatsächlich ist. Sonst ärgert sich der sehr geehrter Leser, wenn ihm im weiteren Laufe die abenteuerlichen Ereignisse, die wir hier noch zu schildern haben werden, vor Augen kommen, und er sagt, das sei alles erlogen und erfunden. So was gäbe es ja gar nicht in Europa. Hätte es nie gegeben. Vielleicht vor fünfzig Jahren im rühmlichst bekannten Wilden Westen oder im Busch Australiens — — aber in Europa! In unseren Tagen! Vierundzwanzig Stunden Schnellzugsfahrt von den Zentren der Kultur entfernt.

Und doch war es so! Und wird wieder so sein! Heute ist allerdings ein bißchen Ruhe eingetreten. Die Türken hat man hinausgeworfen. Die Bulgaren haben sich im Kriege aufs verkehrte Pferd gesetzt, gehören zur geschlagenen Partie und sind also ohnmächtig. Die Griechen haben sich für ihre großmächtlichen Freunde in Kleinasien verblutet. Bleiben demnach gegenwärtig nur noch die Serben. Die sind vorläufig noch stark genug, Ordnung zu halten. Aber wartet nur, bis die Bulgaren wieder die Arme frei und die Griechen Blut in den ausgepumpten Adern haben. Dann sind auch noch die Albanesen da — kurz, der alte Hexentanz wird eines Tages wieder losgehen, genau so grausam, so vernichtungswütig wie unter dem alten, lieben, türkischen Regime. Balkan ist Balkan und bleibt Balkan. Sie hassen einander dort unten und werden nie von dem Hasse lassen. Sie können nicht anders. Sie sind einander im Wege. Jeder will herrschen. Jeder will die anderen unterdrücken. Jeder will der erste sein. Und schließlich — jeder hat das gleiche Recht dazu.

Entsetzt euch also nicht allzu sehr, hört und lest ihr von den Balkangreueln! Die sind dort eine seit den Urvätern wohl eingeführte nationale Institution. Die sich übrigens gut bewährt hat. Balkanmoral ist anders als Europamoral, obwohl sie von dieser nur durch die Donau und ihren Nebenfluß, die Save, getrennt ist. Nördlich dieser beiden Ströme macht man Politik, indem man lügt, schwindelt, den Gegner vor den Augen der Welt als den gemeinsten Kerl, sich selbst als die Auslese aller Tugend und Ehrenhaftigkeit hinstellt. Das ist die höhere Kultur, die sich Glacéhandschuhe anzieht und vergiftete Noten, und wenn die nicht mehr helfen, vergiftete Bomben losläßt. Südlich der Donau und Save ist man primitiver, ehrlicher. Wenn man einen Feind hat, bringt man ihn um. Radikal, ohne viele Faxen. Und wenn man ihn umgebracht hat, dann massakriert man ihn auch. Das gehört mit dazu. Wobei gleich zu bemerken ist, daß der Türke allein sich dem schönen landesüblichen Gebrauch des Massakrierens nie angeschlossen hat. Er schneidet seinen Feinden nicht die Nasen oder Finger ab, um sie ihnen in den Mund zu stecken. Er sticht nicht die Augen aus und ersetzt sie durch Hosenknöpfe. Er pumpt nie die kleinen Kinder mit Wasser voll, bis ihnen die armen Bäuche aufplatzten. Er schneidet seinen Gefangenen nie die Augenlider ab und band sie an einen Baum mit den Augen gegen die Sonne. — — Er bringt seinen Feind um. Und damit basta! Allah ist groß und Mohammed sein Prophet. Ja, dafür aber ist der Türke auch nicht Mitglied edler christlicher Nationen, sondern ein Barbar, ein Asiate, mit einem Wort ein Heide. — —

Vitus beginnt eine Unterhaltung.

Also der arme Teufel, der sich Bürgermeister von Ajos Dimitrios nannte, stand da und wartete geduldig, was mit ihm und seinem Hause geschehen werde. Sein Weib und seine zwei Kinder hatte er längst hinauf in den Wald geschickt. Sie sind alle miteinander solch eingefleischte Fatalisten, dort unten auf dem Balkan.

Aber nichts Übles geschah. Die Zaptiehs überzeugten sich, daß ihr Schützling gut untergebracht war, und zogen sich in das Erdgeschoß zurück, wo sie sich niederließen, um ihren Lunch, bestehend aus einem Stück Brot, einem Stück Ziegenkäse und schwarzem Kaffee, zu sich zu nehmen. Auch Salomon verfügte sich in die unteren Räumlichkeiten, wo er sich an dem Herd daran machte, für seinen Herrn und Gebieter ein paar Hammelnieren zu rösten. Vitus und der Hausherr blieben allein.

Auf dem Balkan ist Gastfreundschaft eine wirklich heilige Pflicht. Mag die Hütte noch so elendiglich sein, die man betritt, ihr Besitzer wird sich beeilen, ein Gläschen Raqui und einen Imbiß auf seinen wackligen Tisch zu stellen. Wenn er Tabak hat, legt er auch den vor dem Gaste hin. Er wünscht dem Fremden gute Gesundheit, räumt ihm die eigene Lagerstatt ein und ist beleidigt, wenn man ihm beim Abschied ein Geldstück in die Hand drücken will. So ist der Bauer auf dem Balkan, gleichviel ob Serbe, ob Grieche, ob Albanese, Bulgare oder Türke. Der Gastfreund ist ihm heilig. Der darf nicht einmal bestohlen werden.

Der ehrenwerte Bürgermeister von Ajos Dimitrios aber machte seinem Gaste ein Gesicht, das deutlich erkennen ließ, wohin er ihn wünschte. Nun ja — ein von den Zaptiehs aufgezwungener Gast! Kein Raqui, kein Lokum — — keine heiligen Gefühle. Der Teufel hole den Kerl! Und die Zaptiehs dazu!

Vitus steckte die Hand in die Hosentasche und klimperte mit dem Gold und Silber drin. Die Augen des Griechen zogen sich zusammen, bis sie schmal waren, wie die einer in der Sonne blinzelnden Katze. Die lange Hakennase reckte sich in die Höhe, und der Mund ging noch mehr in die Breite. Die Ohren wackelten vor Freude über den wohltuenden Klang, den die Hosentasche des Gastes von sich gab.

Vitus verstärkte das Klimpern und lächelte dem Hausherrn freundlich zu. Dessen Augen verschwanden ganz und gar, und der Mund fand keinen Platz mehr, sich auszudehnen, da er jetzt bereits von einem der riesigen Ohren zum andern ging. Die gegenseitigen Sympathien waren im steten Steigen begriffen.

„Schlechte Zeiten, alter Freund?" eröffnete der Gast die Konversation.

Der Hausherr sandte einen vielsagenden Blick nach unten, von wo durch das morsche Gebälk die Stimmen der Zaptiehs heraufklangen.

„Schlechte Zeiten, Herr", bestätigte er.

„Es wird wohl keine Ruhe bei euch werden?"

„Gott allein weiß es, Herr."

„Gott? Der kümmert sich schon längst nicht mehr um euch. Auch dem Himmel muß einmal über euch die Geduld reißen."

„Da magst du wohl recht haben, Herr. Sonst könnte es uns nicht so schlecht gehen. Aber verzeih — ich habe dir noch keinen Raqui gebracht."

Er schlürfte in das Nebengelaß, wo Vitus ihn herumkramen hörte. Sicher mußte der wackere Mann die kostbare Flasche erst aus dem Versteck herausholen. Nach einigen Augenblicken erschien er wieder und goß dem Gaste ein Gläschen voll.

„Auf deine Gesundheit, Freund!"

„Zürne mir nicht, Herr, daß ich dir nicht auch Tabak anbiete, aber ich habe keinen."

„So arm bist du?"

Die Augen des Mannes öffneten sich, ein Blitz des Hasses fuhr aus ihnen heraus.

„Ich war es nicht immer. Ich hatte zwei Kühe und mehr als ein Dutzend Ziegen. Aber sie haben mir alles genommen."

„Wer? Die Türken?"

„Nein — die Antartes."

„Deine eigenen Landsleute? Brave Leute, das muß ich sagen."

„Was sollen sie machen? Wenn die Zaptiehs sie wie die Hunde vor sich herhetzen! Der heilige Dimitrios erschlage sie alle."

„Wen? Die Türken? Oder die Antartes?"

„Beide. Sieh Herr, ich bin ein friedlicher Mann und will in Frieden leben. Ist ohnehin schwer genug da heroben in unseren Bergen. Ich will meinen Mais bauen und mein bißchen Tabak und mein Vieh in Ordnung halten. Was schert mich die verdammte Politik? Aber siehst du, da kommen immer die Agenten des Komitees und verlangen die Steuer. Für die heilige hellenische Sache, sagen sie. Und wenn ich sie nicht bezahle, finden mich eines schönen Morgens meine Leute mit einem Messer in der Brust auf meinem Acker. Und dann kommen in der Nacht die Antartes und verlangen Brot und Fleisch und Wein. Auch für die heilige hellenische Sache. Wenn ich es ihnen nicht gebe, brennen sie mir das Haus über dem Kopf an und mein Weib — —! Ah, Herr, und zum Schluß, Herr, kommen die Zaptiehs und sagen, ich stecke mit den Komitadschis unter einer Decke und sperren mich ein oder schlagen mich gleich tot. Das ist ein Hundeleben, Herr. Wenn das noch lange so weiter geht, lasse ich alles stehen und liegen, nehme das Gewehr und gehe selber in die Berge."

Vitus genehmigte sich eine Zigarette und hielt auch seinem Hausherrn eine hin. Sie wurde mit Dank akzeptiert und mit großem Behagen angezündet. Die gegenseitigen Sympathien ließen an Wärme nichts mehr zu wünschen übrig.

„Jetzt haben euch die Anartes wieder eine schöne Suppe eingebrockt", meinte der Gast leichthin. So en passant.

„Ich weiß nicht, was du meinst, Herr", erwiderte der Wirt.

„Nun, die Geschichte mit dem Professor, den sie entführt haben."

„Davon weiß ich nichts."

„Aber, alter Freund, du mußt doch davon gehört haben! Die ganze Welt spricht ja davon!"

Das braune Gesicht des ehrenwerten Bürgermeisters von Ajos Dimitrios erstarrte zu Stein. Jeder Ausdruck verschwand daraus. Was um so leichter war, als es mit einer respektablen Patina von Schmutz bedeckt war. Seife ist eines jener großen Kulturgeheimnisse, die im Balkan noch nicht überall aufgegangen sind.

„Ich weiß nichts davon, wirklich nicht", stieß der Mann hervor. „Aber Herr, willst du nicht noch ein Glas Raqui nehmen? Ich habe ihn selbst gebrannt. Es ist meine letzte Flasche," setzte er mit ehrlicher Wehmut hinzu.

Vitus trank und zog so in Gedanken die Hand aus der Hosentasche hervor. Sie war voll von Gold- und Silberstücken.

Die Augen des Hausherrn wurden wieder klein, ganz klein. In seinem Gesicht begann es jäh zu zucken.

„Schade, daß du gar nichts weißt. Ich hätte dir, weil du ein so armer ehrlicher Kerl bist, ein paar Goldstücke zu verdienen gegeben."

Ein schwerer Seufzer entrang sich der gepreßten Brust des Griechen. Goldstücke! Gleich ein paar — —!

„Fünf Napoleonsd'or hätte ich dir bezahlt!"

„Fünf! Heiliger Dimitrios!"

Vitus sah, wie die Gier nach dem Gelde mit der Angst um das Leben kämpfte. Der Kerl wußte etwas, aber er fürchtete sich zu sehr.

Auf der Treppe wurde ein schwerer Schritt hörbar. Salomon kam mit den Produkten seiner Kochkunst.

Vitus drückte seinem Wirte zwei Goldstücke in die Hand.

„Da nimm", sagte er. „Vielleicht erinnerst du dich dann daran, daß du doch etwas weißt."

Die Hand des Griechen krampfte sich um das Gold. Er beugte sich rasch zu Vitus hinüber und flüsterte ihm etwas zu.

„Herr, geh zu unserem Popen! Der weiß vieles, wenn nicht alles."

Dann warf er einen scheuen Blick um sich. So fürchtete er sich in seinen eigenen vier Wänden.

Salomon stampfte herein mit einer Schüssel dampfender und duftender Nieren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Fünfmillionenschein.

Von Emily Albert.

Der wohlhabende Fabrikant Martin Gehrke hatte auf der Durchreise seine alte Schwester Margarete in ihrer kleinen Stiftswohnung besucht. Er war entsetzt, sie so mager, fast verhungert, zu finden, ja er schämte sich richtig seines stattlichen Leibesumfanges. So arg hatte er sich die Not der fast Siebzigjährigen nicht gedacht. Er hatte die Schwester regelmäßig unterstützt und doch, er war gedankenlos genug gewesen, nicht zu überlegen, daß seine Zuwendungen durchaus unzureichend waren bei der zunehmenden Geldentwertung.

Hatte er denn ein Brett vor dem Kopfe gehabt? Das mußte anders werden. Sein Herz war zwar von Fett umpolstert, doch es schlug noch stark und gesund genug, um diesen Jammer mitzufühlen, der sich ihm offenbarte, als das alte Fräulein ihn vor die kahlen Wände, die halbgeleerten Schränke führte und ihn um Verzeihung bat, daß sie soviel von dem Erbteil der Eltern habe verkaufen müssen, um ihr elendes Leben zu fristen.

„Martin, ich konnte nicht anders, glaub' es mir, sonst wär' ich erfroren im letzten Winter. Und wie soll es nun werden bei dieser entsetzlichen Teuerung?"

Da hatte der starke Mann die arme Menschenruine in die Arme genommen und gestammelt: „Vergib mir, gute, arme Grete, daß ich so gedankenlos war, ich will gut machen."

Er saß mit seiner Schwester auf dem Sofa und hätschelte sie, wie sie ihn einst gehätschelt hatte, als er, der hilflose Spätling, zehn Tage nach seiner Geburt mutterlos wurde. Seine Schwester! Sie hatte es unternommen als Sechzehnjährige, das Brüderlein großzuziehen. Was er nicht wußte war, daß sie ihre Liebe, ihr Anrecht auf Ehe- und Mutterglück geopfert hatte, um ihn und den alternden Vater nicht zu verlassen.

Immer wieder hatte sie den Geliebten vertröstet, bis dieser, des allzulangen Wartens endlich müde, für immer von ihr gegangen war. Da hatte Margarete den feinen blonden Kopf geneigt und ihre schönen Augen hatten einen bangen Blick getan in einen Abgrund. Aber keine Klage war über ihre Lippen gekommen, aufrecht und liebreich hatte sie ihre Pflicht erfüllt, bis der Bruder erwachsen und in geachteter Stellung war und des Vaters Augen sich geschlossen hatten.

Dann war sie still in das Stift gezogen, hatte Klavierstunden erteilt und von den Zinsen ihres mäßigen Erbteils gelebt. Sie war zufrieden, wenn diese oder jene Jugendfreundin sie einlud oder besuchte, und sie verstand es, kleine Feste zu veranstalten mit bescheidenen Genüssen, aber umrankt von Blumen und persönlicher Güte.

Ihre Freundinnen waren ins unbekannte Land gewandert, aus dem kein Wanderer heimkehrt, hingenommen von der Qual und der Not des Weltkrieges. Auch aus dem Stift wurde manches alte Weiblein hinausgetragen und neue Gesichter tauchten auf, Menschen, an deren Wesen und Charakter man sich erst gewöhnen mußte. Margarete hielt gute Kameradschaft mit allen, half, wo sie konnte, wenn Sorge, Krankheit und Tod in das schöne Stift im grünen Garten Einkehr hielten. In der letzten Zeit aber waren die Armen so ängstlich geworden, jede verschloß ihre äußere und innere Not vor den anderen, vielleicht besser Versorgten. Man war doch aus guter Familie und hatte seinen Stolz!

Die Wohltätigkeit nahm sich der Darbenden nach Kräften an, und hin und wieder fiel ein Sonnenstrahl in diese armen Menschenleben, aber es war doch nur ein Tropfen, der auf einen heißen Stein fiel. Das Gespenst des Hungers rückte näher und schwang erbarmungslos die Geißel.

Schwerer aber als an der nagenden Leere im Magen trug Margarete an der drückenden Einsamkeit des Herzens, schwerer an der seltsamen Schwäche, die immer häufiger einen Schleier vor ihr Denken legte und es wirr und stumpf machte. Martin und Maria, die Schwägerin, schrieben selten, nur als Geleit der regelmäßig eintreffenden Geldspenden. Des Bruders Briefe hatten kargen Inhalt. „Der arme Junge ist so stark beschäftigt." Damit täuschte sich die Einsame über das Gefühl des Vergessenseins hinweg.

In früheren Jahren hatte sie die Geschwister oft in dem romantisch belegenen Waldenburg besucht, sich von der freundlichen Schwägerin verwöhnen lassen und die heranwachsenden Töchter nach Kräften mit er- und verzogen. Von diesen sonnigen Sommerwochen hatte das alte Mädchen gezehrt, — den ganzen Winter durch. Seit langem hatten diese Besuche aufgehört und die Allzubescheidene wagte nicht den Wunsch zu äußern, einmal die Kinder der inzwischen verheirateten Nichten auf dem Schoß zu halten.

Und nun war sie doch nicht vergessen!

Martin saß neben ihr und sprach in seiner kurzen dringlichen Weise auf sie ein, daß ihr der Kopf wirbelte vor Glück und Bangigkeit. Das Einzige, was sie begriff, war: Sie sollte das Stift verlassen und ganz zu den Geschwistern nach Waldenburg ziehen. „Da wollen wir dich pflegen, daß du wieder rote Backen bekommst, eine richtige Jungmühle wird es für dich sein", schloß Martin.

Margarete war ungläubig, über das Jungwerden hegte sie berechtigte Zweifel, und sehr rote Backen hatte sie selbst in ihren Mädchentagen nicht gehabt. Sie machte den schüchternen Einwand:

„Kann ich denn hier fort? Ist es nicht Unrecht, die Einkaufssumme preiszugeben? Es ist doch Unrecht, gegen Vaters Willen zu handeln."

Aber des Bruders entschlossene Art schlug alle Bedenken nieder: „Glaubst du, daß Vater es lieber sähe, daß du hier allmählich verhungerst? Der Einkaufspreis ist längst abgewohnt und heute nur noch ein paar lumpige Pfennige wert. Glaub' mir, wenn du ausziehst, so warten schon eine ganze Reihe holder Weiblichkeit mit Sehnsucht auf deine Klause hier." Er sah nach der Uhr. „Mir bleiben noch zwei Stunden Zeit, bis mein Zug geht, die benutze ich, um mit dem Vorstand des Stiftes zu sprechen. In vierzehn Tagen komme ich und hole dich zu uns. Packe inzwischen deine Sachen zusammen. Behalte nur, was dir besonders teuer ist. Das andere verkaufen wir."

Er zog seine Brieftasche hervor und legte eine Banknote auf den Tisch. „Hier, kauf dir ordentlich was zu essen und spare nicht, brauchst du mehr, so kannst du dir Geld bei Robert Herbig holen, den kennst du ja."

Margarete sah auf den Geldschein. Darauf stand klar und deutlich: „Fünf Millionen." Sie griff sich an die Stirn und flüsterte ganz benommen:

„Martin — das geht doch nicht! — Das — das ist ja ein Riesenvermögen — nicht auszudenken!" —

„Damit kannst du bald fertig werden heutzutage. Der Schein ist nur ein Beweis dafür, wie bettelarm unser Deutschland ist. Du bist und bleibst doch ein liebes altes Schaf! Ich würde dir gern Hunderttausendmarkscheine geben, aber ich brauche das Kleingeld auf der Reise. Und

nun muß ich fort, halt' die Ohren diese vierzehn Tage steif, leb' wohl!“

Eine kurze Umarmung, ein Händedruck, dann war Martin zur Tür hinaus.

Margarete war sprachlos. „Hunderttausend Mark“ nannte der Jung' „Kleingeld“. Aber ein guter Junge war er, ihr eigener Junge!

In dieser Nacht schlief die Alte wenig. Die fünf Millionen brannten unter ihrem Kopfkissen. Stunde um Stunde fuhr sie ängstlich im Bett auf und fühlte nach, ob der Schein noch da sei. Am Morgen erhob sie sich übernächtig, aber glücklich, denn sie hatte einen Entschluß gefaßt. Sie wollte die ihr vertrautesten Stiftsinsassinnen zu einem richtigen Nachmittagskaffee einladen. Sie sollten auch einen Teil an ihrem Glück haben.

Bohnenkaffee sollte es geben, Weißbrot mit reiner Butter, etwas Kuchen und vielleicht ein Tröpfchen Kakaolikör. Den liebten die alten Damen — und sie auch — ein wenig, und mußte ihn seit langem entbehren. Sie wollte kein altes Schaf mehr sein. — Martin würde sich mit ihr freuen. Sie kleidete sich sonntäglich an, nahm ihr Körbchen und ging, ihre wichtigen Einkäufe zu machen. Vorher aber klopfte sie an verschiedene Türen im Stift, sah überall in erstaunte Gesichter und erhielt nirgends eine Absage.

Beim Feinkosthändler wählte sie behutsam und genießerisch. Sie erschrak, als ihre Rechnung eine Million betrug, aber mit scheinbarer Gelassenheit gab sie ihren Schein hin.

„Das tut mir leid, Fräulein Gehrke, ich kann leider nicht wechseln. Den ganzen Tag laufen die Leute ein und aus und bringen mir Fünf-Millionen-Banknoten. Versuchen Sie es anderswo und holen dann die Waren ab,“ riet er freundlich, als er in das verstörte alte Gesicht sah.

Margarete ging und versuchte ihr Heil in vier, fünf anderen Läden, überall trat sie mit dem gleichen Bescheid aus der Tür heraus.

Was nützte ihr das große Vermögen, wenn sie nicht damit bezahlen konnte. Aber ein wenig Stolz regte sich doch in ihr. Die Leute hatten sie alle so hochachtungsvoll behandelt. War man denn wirklich ein anderer besserer Mensch, wenn man unerhört viel Geld in der Tasche hatte?!

Endlich trat sie bei dem Zigarrenhändler ein, der sie stets so freundlich grüßte und gern ein Schwätzchen mit ihr hielt. „Drei gute Zigarren“, forderte sie schüchtern. Der Mann lächelte. „Fangen Sie auf Ihre alten Tage auch das Rauchen an, Fräulein Gehrke?“ fragte er.

„Das nicht, ich will die Zigarren verschenken. Aber erst muß ich wissen, ob Sie mir den Schein wohl wechseln können.“

Das konnte er. Er wühlte nur so in den Hunderttausenden herum, die sich in einer leeren Zigarrenkiste befanden. Das war seine Kasse. Margarete bekam ihr Geld und die Zigarren, dazu einen besonders respektvollen Gruß, dann trippelte sie zum Feinkosthändler und holte die Waren ab. Ein köstlich duftendes Brot und etwas Kuchen kam noch in das Körbchen, dann suchte sie müde ihre Wohnung auf.

Dort sank sie auf einen Stuhl; merkwürdig, daß das Glück ebenso zitterig machte wie der Hunger.

Aber was galt das gegen das herrliche Gefühl, endlich einmal anderen eine Freude machen zu können. Wie lange hatte sie das entbehrt. Sie wollte den Tisch decken mit ihrem feinsten Damasttuch. Wie gut, daß die zarten blauen Tassen noch da waren, die silbernen Löffelchen, die echten Kristallgläschen. — Freilich, die silberne Kaffeekanne und der Kuchenkorb waren längst verkauft.

Plötzlich kam der Sinnenden ein neuer Gedanke, der sie alle Mattigkeit und die zitternden Knie vergessen ließ. „Blumen mußte sie haben, kein Fest ohne Blumen!“ Fast jugendlich sprang sie auf, lief zur Tür hinaus, die Treppe hinunter und zum nächsten Blumenstand.

Mit einem Feldblumenstrauß von Mohn, Kamillen und Kornblumen kam sie zurück. Viele Kornblumen waren hineingebunden, und das war recht so, die blaue Blume Deutschlands mußte alles überstrahlen.

Wer könnte wohl mit Margarete rechten, daß sie einen Teil ihres sie unermeßlich dünkenden Reichtumes dazu verwandte, um nach langer Zeit einmal wieder auszukosten, daß Geben seliger ist als Nehmen?

Und Bruder Martin würde gelächelt haben, wenn er darum gewußt hätte. Ein breites, behagliches Lächeln! —

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Der Verein „Dufte Jungens“.** Der Berliner Justizrat Max Wronker, der bekannte Verteidiger, hat zu seinem 70. Geburtstag aus den Kreisen seiner Kollegen und der von ihm im Laufe seiner 43jährigen Tätigkeit vertretenen zahllosen Angeklagten derartig viele Glückwünsche erhalten, daß es ihm nicht möglich ist, allen schriftlich seinen Dank auszusprechen. Unter den Zuschriften befindet sich eine, die anonym gehalten ist, die ihres humorvollen Inhalts wegen Wiedergabe verdient. Sie lautet: Sehr geehrter Herr Justizrat! Mein Kollege Knacker-Ede hat in die letzte Sitzung unseres Vereins „Dufte Jungens“ den Antrag gestellt, Sie bei Ihrem 70. Geburtstag zum Erenmitglide zu ernennen. Der Antrag ist aber durchgefallen. Zwarst haben wir alle gesagt, Sie sind ein guter und feiner Ferteidiger, und sogar unser Sündikus, der 15 Jahre Kriminal studiert hat, sagte: „Alle Achtung!“, worauf Sie stolz sein können denn der vasteht wat. Aber andere meinten, es fehle Ihne was. Sie könnten dem Staatsanwalt nicht, wie manche Ihrer Kollegen, ein Ding dren. Sie machen das mit die Gesetze, aber son Schwindel wollen Sie nischt wissen. Dabei ist das doch Notwer, wie unser Sündikus sagt. Warum verfolgt uns der Staatsanwalt? Wir treiben, wie die Großmächte, die Politik der offenen Tür, und unser Wahlspruch ist: „Freie Bahn den Tüchtigen.“ Aber wenn auch jener Antrag gefallen ist, so haben wir doch beschlossen, Sie zu Ihrem 70. Geburtstag zu gratulieren. Wir winschen Ihnen Glück und Segen und lernen Sie das mit die Kassiber und so, dann werden wir auf Sie stolz sein. Es grüßt August Kanuschke, 1. Vorsitzender des Vereins „Dufte Jungens“. — Da eine nähere Adresse des Herrn Kanuschke und des Herrn Knacker-Ede fehlt, und auch der Verein „Dufte Jungens“ vergeblich im Adreßbuch zu suchen ist, befindet sich Justizrat Wronker nicht in der Lage, dem Verein Mitteilung zu machen, ob er noch darauf rechnen kann, daß er sich auf seine alten Tage in dem gewünschten Sinne zu „bessern“ gedenkt.

*

* **Ein Schiffsball bei drahtloser Musik.** Aus London wird geschrieben: Den Wundern der Technik gelingt es, wahrhaftige Feenmärchen zu verwirklichen. Der Vergnügungsdampfer „Queen of the South“, der zwischen Brighton und der Isle of Wight kreuzt, trägt in diesen betörenden Sommernächten unter einem flimmernden Sternenhimmel eine Fracht jubelnder Menschen über das samtschwarze Meer, die sich zu den Klängen einer aus weiter Ferne herübergewehten und dennoch selbst im leisesten Pianissimo ihrer wiegenden Klänge deutlich hörbaren Musik im Tanze drehen. Kein Schiffsorchester spielt diese Foxtrotts und Onesteps, die Instrumente, die den verführerischen Wohlklang dieser Tanzweisen hervorzaubern, befinden sich nicht an Bord, sondern viele Kilometer weit in einem Londoner Konzertsaale, von wo der drahtlose Funke die Rhythmen und Melodien über Land und Meer durch die Nacht trägt. Das unsichtbare Orchester, das mitten in der Riesenstadt ein Konzert gibt und dessen Publikum sich weit draußen auf offenem Meere im Tanze wiegt, hat etwas Gespenstisches an sich, und wenn das Schiffsverdeck vom silbernen Mondlicht überflutet wird und die Tänzer ihren Damen Koriandoli und Blumen zuwerfen, so kann man sich wirklich in ein Märchen aus „Tausendundeiner Nacht“ träumen.

*

* **Die Gefahr, in England zu sterben.** Nirgends ist die Furcht vor dem Scheintod und der durch ihn bedingten Gefahr, lebendig begraben zu werden, reger als in England. Diese Furcht ist durch eine Veröffentlichung von zwei Londoner Ärzten neuerdings noch wesentlich genährt worden. Die beiden Ärzte behaupten nämlich auf Grund ihrer eingehenden Untersuchungen, daß im Vereinigten Königreich Jahr für Jahr über 10 000 Personen aus diesem Leben in ein besseres Jenseits eingehen, ohne daß die Ärzte sich die Mühe nehmen, festzustellen, ob der Tod wirklich erfolgt ist oder ob es sich nur um einen Scheintod handelt. Ja, noch mehr, in der Mehrzahl der Fälle nehmen sie sich selbst nicht einmal die Mühe, die eigentliche Todesursache festzustellen, was überdies auch die Straflosigkeit mehr als eines Verbrechers zu sichern nur zu geeignet ist. Daraus ergibt sich der Schluß, daß, so angenehm es auch sein mag, in England zu leben, es jedenfalls gefährlich ist, dort zu sterben.

*

* **Die gekränkte Filmdiva.** Der Beamte auf dem Paßbüro sieht die Filmschauspielerin, die in der ganzen Glorie ihres Ruhmes vor ihm steht, prüfend an. Nachdem er ihr Signalement aufgenommen hat, fragt er: „Sind Sie schon verheiratet gewesen, und wenn, wie oft?“ Da reißt der Diva die Geduld, und sie sagt empört: „Sagen Sie mal, mein Lieber, lesen Sie denn keine Zeitungen?“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.